**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
**Band:** 13 (1909)

**Artikel:** Beni, der Tor [Fortsetzung]
**Autor:** Wenger, Lisa
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-573135

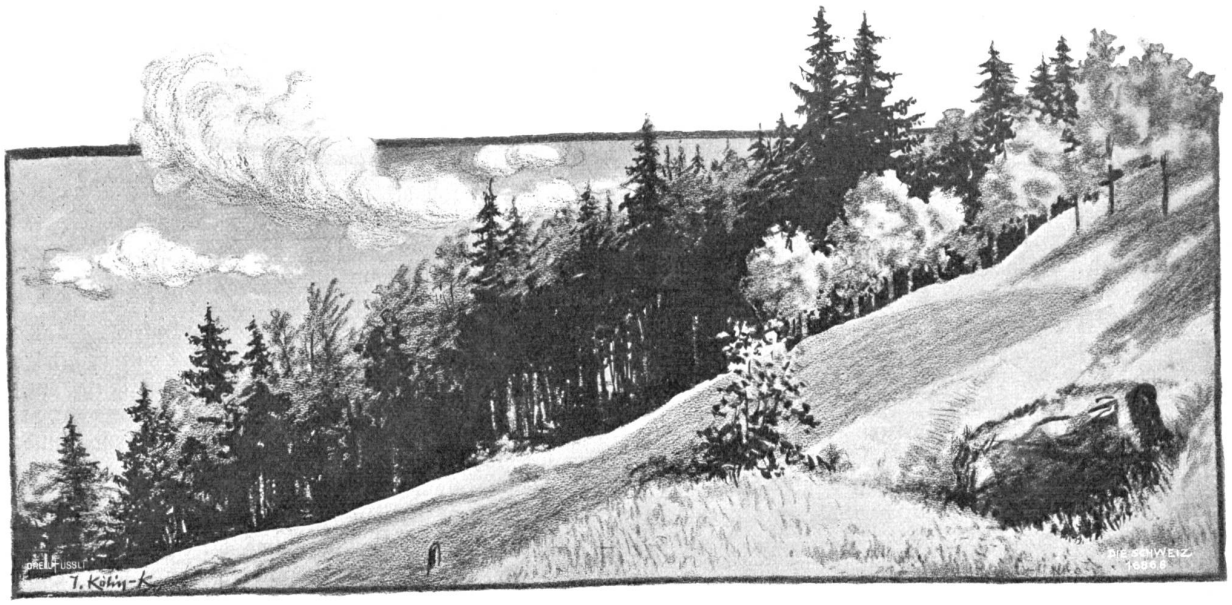
**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 15.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**



# Frühling in den Bergen.

Wieder der Berge kühlende Lüfte
Trinke, o Seele, du dürstende, ein!
Rast die Lawine durch nächtige Klüfte,
Wird deine Stunde gekommen sein.

Breite die Flügel im heißen Föhne,
Schreckt er doch tief nur das Menschenland;
Du aber, hoch an geborstener Wand
Sing deinen Psalm ins Frühlingsgedröhne!

„Los ist die Fessel, der Winter gestorben!
Sieh, wie das Leben, das goldne, erwacht!
Das nur ist Beute der ewigen Nacht,
Was da im Grunde verderbt und verdorben.

Was aber göttlich, zu sonnigem Leben
Steigt es durch Nacht und hemmendes Eis —
Siehe, schon treibt das schwankende Reis,
Adler um leuchtende Wolken schweben!"

Adolf Attenhofer, Zürich.

# Beni, der Tor.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Lisa Wenger, Delsberg.

(Fortsetzung).

Daheim saß Hansjakob mit Benz auf der hölzernen Bank vor dem Haus. Neben ihnen schnurrte die schwarze Hauskatze Cécile, und der strich einmal der Bauer über den Rücken und einmal der Knecht. Sie machte dann einen krummen Buckel, drückte die Augen zu und spann vor Behagen. Friedlich rauchten die beiden ihre Pfeiflein; der Tabak des Meisters machte blaue Wölklein, der des Knechtes graue, und das war der einzige Unterschied zwischen ihnen.

„Guten Abend!" sagte Beni, und es schien dem Vater und Benz, als habe die Stimme einen unternehmenden Klang, den sie sonst nicht hatte.

„Guten Abend! Wo bist du auch gewesen?"

„He, mit Meieli am Fluß! Sie ist hineingefallen, und ich habe sie herausgezogen!" Herr und Knecht sahen einander an. Es kam ihnen seltsam vor.

„So! So!"

„Vater, ich möchte gerne das Meieli heiraten... Sie freut mich so!"

„Um des Herrn willen!" rief Züsi, die hinter den Geranien am offenen Fenster gestanden, laut. „Jetzt wird er wahrhaftig närrisch!"

Hansjakob hatte die Pfeife aus dem Mund genommen und sah Beni streng an.

„Du bist ein dummer Bub und weißt nicht, was du sagst! Du kannst nichts und bist nichts und willst heiraten!" Beni stand verwundert vor dem Vater.

Das ganze Leben lang war er im Sonnenschein seiner Einfalt gewandelt. Ohne zu hören und zu sehen war er bis jetzt durch die Welt gekommen, und nun, da er zu sehen und zu hören anfing, klangen ihm lauter Worte ins Ohr, die ihm nicht gefielen, und sah er Dinge, die er nicht haben sollte.

„Warum muß man denn etwas können, wenn man heiraten will?" fragte er kläglich.

„Herr Jemer, Bub, man muß doch Geld verdienen oder sich sonst verschaffen, was man etwa zum Leben braucht!"

„Du hast Geld genug, Vater! Das Meieli kann bei uns wohnen und kostet dann nicht viel. Ich will es heiraten!"

„Solch ein Kind und will heiraten!" jammerte es hinter den Geranien. Aber nun setzte Hansjakob Beni auseinander, was das Heiraten sagen wolle und daß einer,

der nicht wisse, was arbeiten sei, keine Frau verdiene. Er erklärte, was dazu gehöre, um eine Familie zu erhalten, und was es sei, Kummer und Sorgen auf sich zu nehmen, die im Leben immer von irgend einer Seite kämen. Zu allem, was Hansjakob sagte, paffte Benz große Wolken Tabak in die Luft und seufzte Züsi; aber beide nickten. Der Vater schloß seine Rede damit, daß man etwa in drei Jahren sehen könne, ob an eine Heirat zu denken sei.

Beni stand da, als sei ihm die Saat verhagelt. Es schwirrte ihm in den Ohren von all den schweren Worten wie Pflicht, Sorgen, Kummer, Familie, Kinder, Arbeit und Geld. Wie eine dunkle Wolke lagerte es sich auf sein heiteres Gemüt. Er senkte den blonden Kopf und sah den Vater mit den blauen Augen hülflos an.

„Das hättest du mir schon lange sagen sollen, Vater; ich hätte dann bei Zeiten daran sinnen können!"

Was der Tor da sagte, war so wahr, daß man nichts dagegen einwenden konnte.

„Was soll ich denn arbeiten?" fragte Beni weiter, und auch diese Frage hatte Hand und Fuß.

Nun werweiseten Vater, Knecht und Magd eine lange Weile. Jeder Vorschlag fiel in sich selbst zusammen. Entweder wollte Beni nicht, oder er konnte nicht, oder es gefiel dem Vater nicht.

„Geh du mit ihm zum Pfarrer," schlug Benz vor; „das ist ein Gstudierter! Vielleicht weiß er etwas, das für Beni paßt; er kennt ihn ja lange genug!"

Erleichtert atmeten alle auf. Das war ein Ausweg, und er ließ etwas hoffen.

„Nach dem Abendessen wollen wir es probieren," sagte Hansjakob und ging ans Füttern, während Benz sich im Stall ans Melken machte.

So aufgeregt und zügellos wie heute abend wagten sich die Gedanken der Leute auf der Blummatt selten zu gebärden.

Beni begoß seine Blumen; aber er war nicht dabei. Die Moosrosen und die schöne rote Sonne bekamen kaum einen Blick; er dachte nur an Meieli und daran, daß er etwas lernen müsse, um heiraten zu können und sie immer um sich zu haben.

Züsi stand am Herd und ließ die Milch überlaufen, was ihr fast Zeit ihres Lebens nie geschehen war: Der Beni wollte heiraten! Der einfalte Bub! Wie ein Räderwerk schnurrte es in ihrem Kopf, der nur das Einerlei des täglichen Lebens ertragen konnte, aber keine Ueberrumpelungen.

Benz saß ebenfalls gedankenvoll unter seiner Kuh und war so unaufmerksam bei dem Geschäft, daß sich das Tier durch sanfte Fußtritte gegen unnötiges Kneifen schützen mußte.

Hansjakobs Kopf hatte es am strengsten. Der sollte alles mit einander verarbeiten: Daß sein Bub achtzehn Jahre geworden und doch noch nichts Rechtes könne, daß er ihn hatte aufwachsen lassen wie einen Baum, ohne ihn zu beschneiden und ohne sich darum zu kümmern, was für Früchte er tragen werde, und endlich, daß der Beni heiraten wolle und daß es nun an der Zeit sei, daß etwas gehe. Aber was?

Die letzte Frage machte ihm am meisten zu schaffen, und er war froh, daß er im Pfarrer einen Helfer bekommen sollte. Er legte ein Halstuch um und zog gesalbete Schuhe an, zu Ehren seines Besuches im Pfarrhaus, wusch sich die Hände und ging zum Abendessen.

Die angebrannte Milch fand keinen Anklang; es sagte aber niemand etwas, und die schön aufgesprungenen Kartoffeln mit Kirschmus ließen vergessen, daß der Kaffee einen Geschmack hatte. Geredet wurde nicht viel.

„Hast du etwa ein Schinklein, Züsi?" fragte Hansjakob. „Ich will der Frau Pfarrer eines mitbringen!" Züsi holte das Gewünschte, wickelte es sorgfältig ein, betrachtete den Bauer und den Buben noch einmal von Kopf zu Füßen, ob auch alles in Ordnung sei, und ließ sie in Gottes Namen gehen.

Der Pfarrer, ein kräftiger Mann mit scharfblickenden Augen und lebhaftem Mienenspiel, sah prüfend auf die beiden, die da vor ihm saßen und die über die Fragen des Wetters und der Ernte nicht hinauskamen. Daß sie etwas Besonderes wollten, wußte er; denn ein Bauer kommt ohne einen triftigen Grund nicht ins Pfarrhaus.

„Ihr werdet etwas auf dem Herzen haben," ermunterte er Hansjakob. „Heraus damit!" Der Bauer zeigte auf Beni.

„Der Bub will heiraten, Herr Pfarrer, und kann doch nichts und ist in Gottes Namen nichts! Ich will ihm ja in ein paar Jahren nicht davor sein, wenn das Meitschi auch nur ein armes Hüdeli ist; aber jetzt kann keine Rede davon sein. Das meint Ihr doch auch, nicht wahr?"

„Allweg meine ich das auch," rief der Pfarrer; „was soll denn das heißen, Beni? Hast sonst nur Augen gehabt für deine Blumen und für deine Bienen, bist über dieses Erdental gegangen wie ein Nachtwandler und willst jetzt heiraten, du Kind du!"

„Ich weiß alles, Herr Pfarrer. Der Vater hat mir schon alles gesagt. Ich will ja auch etwas lernen, und darum sind wir gekommen."

„Aha! Was willst du denn lernen?"

„Das haben wir Euch fragen wollen!" Der Pfarrer stand auf und ging in der Stube auf und ab, die Hände auf dem Rücken.

„Das ist freilich von euch schneller gefragt, als von mir beantwortet," sagte er kopfschüttelnd und ging immerfort rauchend von der Türe zum Schreibtisch und vom Schreibtisch zur Türe. Mächtige Wolken Tabaks lagerten sich über den Köpfen der drei. „Beni, Beni, in welchen Schicksalsschuh paßt denn dein Fuß?" Endlich setzte er sich wieder, schlug die Beine übereinander und sagte: „Jetzt hab' ich's! Gärtner muß der Beni werden! Ein großer Gärtner!"

„Gärtner?" fragte verwundert Hansjakob. „Wer braucht den einen? Die Bäuerinnen besorgen ihre Gärten selber, und im Winter haben sie nichts zu tun!" Aber der Pfarrer lachte und fuhr eifrig fort, seinen Gedanken zu entwickeln.

„Hansjakob, glaubt mir, da kann etwas daraus werden! Keine Stunde von hier wimmelt es von Hotels und Pensionen, die ganze Gegend ist übersät damit, und das wird nur immer ärger von Jahr zu Jahr. Alle Frühlinge kommen ganze Wagen voll Blumen, Pflanzen und Sträucher für die vielen Gärten mit der Eisenbahn von den großen Gärtnereien, die Gemüse müssen sie kommen lassen, die feinern Früchte, alles, alles! Wenn da einer

in der Nähe wäre, der seine Sache verstünde, er hätte mehr als Arbeit genug und mehr als Geld genug! Hansjakob, schickt ihn in eine große Gärtnerei: das nötige Land habt Ihr ja, Dünger habt Ihr, die Pferde habt Ihr, das Klima ist gut, und Ihr selbst könnt dem Beni an die Hand gehen, wenn ihm etwa der ‚Blüemeler' einen Streich spielen sollte!"

Beni hatte bei der Rede des Pfarrers die Ohren gespitzt.

„Das will ich werden, Herr Pfarrer, das freut mich! Das ist schön!" Seine Augen strahlten, und seine gewöhnliche Versunkenheit wich von ihm, wie immer, wenn er sich über etwas freute, und er stieß den Vater an, daß er antworte.

Hansjakob strich sich das Kinn von unten nach oben, daß die Baristoppeln knisterten. Er räusperte sich und sagte: „Herr Pfarrer, wenn es nur nicht der Beni wäre! Seiner Lebtag hat er nirgends zugegriffen und hat nur getan, was man ihn geheißen hat! Das kommt nicht gut!"

„Darum soll er jetzt arbeiten lernen! Und bei einem tüchtigen Gärtner wird nicht gefackelt! Da heißt's hinaus! In den Schnee und in die Sommerhitze und aufmerken, sehen, handeln! Und dann, Hansjakob: es gibt für jeden Menschen einen Weg, auf dem er besonders gut gehen kann! Es heißt nur ihn finden! Der Beni hat bis jetzt auf anderer Leute Weg stolpern müssen; vielleicht haben wir jetzt seinen eigenen gefunden, und auf dem wird er schon laufen können! Laßt ihn nur machen!"

Dankbar sah Beni den Pfarrer an.

„Das kann ich, Vater, das freut mich!" wandte er sich dann an Hansjakob.

„In Gottes Namen," sagte Hansjakob, „so werde halt ein Gärtner! Aber die Leute werden schön das Maul aufreißen! Ist auch schon einmal ein Bauernsohn Gärtner geworden?"

„Die Leute!" fragte verwundert Beni. „Das geht doch niemand etwas an, das ist doch meine Sache?"

„He ja," seufzte Hansjakob; „aber darum reden sie doch!" Da zuckte Beni die Schultern. Das war etwas, was er nicht begriff; er war eben der Tor und hatte sich sein Leben lang nie um die Angelegenheiten anderer gekümmert.

„Wohin soll er in die Lehre, Herr Pfarrer?" fragte Hansjakob weiter.

„Wir haben große Gärtnereien am Genfersee und in der Ostschweiz, Rosenkulturen am See und Obstkulturen in allen östlichen Kantonen. Da kann er alles lernen, was er braucht. Verzichtet das erste Jahr auf Lohn, so kommt der Beni schneller weiter und wird nicht so lange als Handlanger gebraucht. Wenn Ihr wollt, will ich an die Leute schreiben ..."

„Es macht viel Mühe, Herr Pfarrer," sagte Hansjakob, der an seine eigenen Kratzfüße im Kalender dachte.

„Das ist keine Mühe, und ich tue es gerne!" sagte der Pfarrer. Dann nahm er Benis Hand in die seine, schlug mit der andern kräftig darauf und fragte: „Und wer ist denn das Meitschi, um dessentwillen der Tor ein vernünftiger Mensch werden will?"

„Das Meieli im Ried," sagte Beni.

„Schön! Und ein ‚Meieli' paßt zu einem Gärtner!" scherzte der Pfarrer. „Gebe Gott seinen Segen dazu! Aber von Euch, Hansjakob, ist es schön, daß Ihr nicht darnach fragt, ob das Meitschi arm oder reich sei, und nichts dawider habt!" Das Lob war Hansjakob peinlich.

„Schön! Was ist da zu machen? Der Bub will es halt!" Er wechselte das Thema.

„Und da habe ich ein Schinklein für die Frau Pfarrer; man gibt's, wie man's etwa hat!"

„Und man nimmt's gerne," lachte der Pfarrer. „Das ist aber ein schönes," lobte er dann; „seid herzlich bedankt, Hansjakob!"

„So lebet wohl, Herr Pfarrer, und danke schön! Wir warten also, bis Ihr etwas meldet?"

„Ja, und gleich morgen schreibe ich!" Hansjakob und der Beni schüttelten dem Pfarrer die Hand und gingen.

In Benis Herzen war eine große Freude aufgegangen. Er sollte Gärtner werden! Sollte immer unter den Blumen leben, ganze Felder davon anpflanzen dürfen und sie hegen und pflegen! Es schien ihm, als sei das fast zu schön und zuviel Glück auf einmal: Meieli und die Blumen! Schweigend ging er neben dem Vater her, tief in Gedanken versunken.

Hansjakob war froh, daß die Sache entschieden war und daß der Pfarrer sich ihrer annehmen wollte. Es war ihm aber noch ganz unklar, wie alles werden sollte; er konnte sich nicht vorstellen, was ein Gärtner den ganzen Tag zu tun habe und was die Leute mit den vielen Blumen anfangen würden. Aber der Pfarrer mußte es ja wissen, sonst hätte er nicht so streng zugeraten.

Hansjakob nahm sein Pfeiflein hervor, das er in der Studierstube trotz des Pfarrers Aufforderung in der Tasche gelassen hatte, und fing an zu tubaken.

Als sie über den gepflasterten Hof schritten und der Bäri sein Freudengeheul anstimmte, schoß Benz aus dem Tenn heraus und Züsi aus der Küche.

„Was hat er gesagt? Was soll er werden? Hat er etwas gewußt!"

„He, nume nit gsprängt," schalt Hansjakob, „etwa eines nach dem andern! Der Bub solle ein Gärtner werden, hat er gesagt!"

Züsi fielen die Arme am Leib hinunter, und Benz schneuzte sich umständlich, um sich zu sammeln.

„He, was ist da zu staunen?" fragte Hansjakob, der fühlte, daß ihm die zwei nun mit den selben Einwendungen kommen wollten, mit denen er dem Pfarrer gekommen war. Er erzählte Wort für Wort, was er von der Gärtnerei gehört hatte und daß Beni an den Genfersee solle oder in die Ostschweiz.

„He nu so de!" sagte Züsi, setzte sich auf die Bank vor der Küche und nahm ihre Schürze vor die Augen.

„Was hast du?" fragte verwundert Hansjakob.

„He, daß der Bub fort muß!" schnupfte Züsi. Sie weinen zu sehen war eine ungewohnte Sache. Und daran, daß der Bub fort müsse, hatte noch niemand gesinnet, er selbst am wenigsten. Sie schwiegen daher alle drei. Endlich sagte Benz, bis sich Züsi gefaßt hatte:

„Wir werden dann wohl etwa eine oder zwei Kühe mehr einstellen müssen. Von wegen er wird Mist brauchen!"

„Wer?" fragte Hansjakob.

„He, der Bub, wenn er Gärtner werden soll!"

„Du denkst weit voraus," sagte respektvoll Hans-

jakob. Er wandte sich zum Gehen. „Gute Nacht miteinander!“ Er wollte in der Stille seiner Stube noch weiter über die Sache nachsinnen.

Beni saß noch eine halbe Stunde bei Benz und Züsi vor dem Haus, und Züsi zwang ihn zu erzählen, wie das mit ihm und Meieli gekommen sei, und verwunderte sich ob der Einfalt, mit der die Sache zugegangen. Endlich fing sie zu gähnen an und ging zu Bett, und Beni und Benz taten es ihr nach.

Am nächsten Abend kam Meieli an den Zaun, wie sie Beni versprochen hatte. Er holte sie trotz ihrem Sträuben herein, nahm ihre beiden Hände in die seinen und sah sie an, und sein Doppelglück leuchtete ihm aus den Augen.

„Denk, ich werde ein Gärtner, Meieli, und kann immer bei den Blumen sein, und in drei Jahren wirst du eine Frau Gärtnerin!“ Dann legte Beni seinen Arm um Meielis Schulter und ging mit ihr in den schmalen Wegen des Gärtleins auf und ab und erzählte ihr alles, was gestern geredet und beschlossen worden sei und was der Vater gesagt und der Pfarrer gesagt und was Züsi und Benz gesagt; denn in einer so wichtigen Angelegenheit war das nicht einerlei.

„Und jetzt komm zum Vater, Meieli!“ sagte er. Aengstlich folgte ihm das Mädchen, das seine Hand nicht losließ. Der Vater war in der Stube.

„So, Vater, da ist sie!“ sagte Beni seelenvergnügt. „Freut sie dich?“

„Du kommst einem mit allem über den Hals. He, so sei gottwillche, wenn dich der Bub doch durchaus will! Aber ein junges bist du; das pressiert nicht mit dem Heiraten!“ Züsi kam herein. Sie hatte die zwei hineingehen sehen und eine saubere Schürze vorgebunden, das altersschwache Kopftüchlein aufs Bett geworfen und ein anderes genommen mit schönen Fransen hinten. Von wegen dem Respekt, dachte sie dabei. Sie begrüßte Meieli feierlich, obgleich sie sie schon lange kannte.

„Züsi,“ bettelte Beni, „könnte Meieli nicht gleich hier bleiben? Sie hat es so schlecht bei ihren Leuten, und wenn ich fort bin, so hast du doch jemand! Gell, Züsi, sie darf bleiben?“

„Nein aber auch, Bub, was bist du für einer!“ Sie schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Was meinst du auch! Du bist immer der gleiche: Wie ne Muni dür e Chrieshufe! Wie kommst du nur auf alles: heiraten, Gärtner werden, das Meitschi ins Haus bringen, alles in zwei Tagen! Man hat nicht Zeit zu schnaufen!“

„Ja, warum sollte sie nicht kommen?“ fragte Beni.

„Warum? Warum? Kein Mensch fragt so Sachen wie du! Warum?“ Züsi ereiferte sich sehr; denn sie wußte keinen Grund, warum sie das Mädchen nicht zu sich nehmen sollte. Hansjakob kam seinem Buben zu Hilfe.

„Das wäre nicht so ungeschickt,“ sagte er. „Du könntest Meieli tüchtig im Haushalt nachnehmen und sonst in allem, was eine Frau wissen muß und was der Beni doch in seinem Leben nie lernt: nach Handel und Wandel sehen, die Augen auftun. Wenn er Gärtner werden will, sollte er doch davon etwas verstehen, und das paßt zu Beni wie die Faust aufs Auge! Da könnte dann die Frau einspringen!“

Meieli, das noch ein rechtes Kind war, tat einen Juchzer. „Und ich darf bei euch bleiben?“ fragte sie.

„He ja, wenn Züsi dich will!“ Meieli nahm der alten Magd Hand.

„Darf ich, Züsi, darf ich?“ schmeichelte sie.

„Du bist ein Babeli,“ wehrte Züsi ab; aber ihr Mund war ganz schief, so lächerte sie das Mädchen. Sie knüpfte an ihrem Kopftüchlein, das ihr in den Rücken gefallen war, und bald tanzten die Fransen wieder auf und ab um ihren magern Hals.

Am selben Abend noch wurde alles richtig gemacht und beschlossen, daß Hansjakob am Tage von Benis Abreise zu Meielis Dienstherrn gehen würde, ihm anzeigen, daß sie von jetzt ab auf der Blummatt wohnen werde, und ein etwaiges Reugeld zahlen. Benz sollte die wenigen Kleider und Schuhe, die Meieli gehörten, dort abholen.

Das war Benis dritte Freude, und seine Augen glänzten, daß man sie als die träumerischen, verwunderten, in sich gekehrten gar nicht mehr erkannte.

Nach kaum einer Woche kam der Pfarrer herunter auf die Blummatt, brachte allerlei Briefe, Prospekte, einen Lehrvertrag und mancherlei Vorschläge. Er erzählte, erklärte, schlug verschiedenes vor, was Hansjakob und Beni gläubig hinnahmen, hatte auf jede Frage eine Antwort und verstand es, jedes Bedenken zu zerstreuen.

Er hielt es für sehr wichtig, daß Beni fortkomme. Nicht allein um der Gärtnerei und der Heirat, sondern ganz besonders um Benis Charakteranlage willen. Da er nun einmal unter Menschen leben mußte, so sollte er lernen, sich ihnen anzupassen und sich abzuschleifen, und das konnte nur im Getriebe geschehen; hier auf der Blummatt war es unmöglich. Unter den guten friedlichen Menschen, wo jeder den andern tun ließ, was er wollte, lernte er es niemals.

Also, Beni sollte in eine große Rosenzucht am Genfersee und in vierzehn Tagen abreisen.

Wie in einem Bienenhaus summte es in dem alten Bauernhaus: Näherinnen, Schuhmacher, Schneider kamen, flickten, machten Neues und nahmen das Maß zu Kleidern und Schuhen. Züsi selbst wusch und plättete, ging zum Krämer und machte großartige Einkäufe, saß, wenn niemand sie sah, hinter dem Kachelofen oder stand bei den Kühen und weinte in ihre Schürze. Der Bauer und Benz hatten langatmige und wichtige Beratungen, wer Beni nach „Jenf“ begleiten, wie weit man ihn fahren und wo man den Zug nehmen solle. Dazu kam Meieli und lachte herum, sprang Beni in den Garten nach, ging Hansjakob und Benz um den Bart, half Züsi — anstellig und flink war sie — und war überglücklich, daß sie auf den Hof kommen sollte und daß sie sich nicht mehr als halbe Magd und halbes Der-Gotts-willen-Kind mußte herumhudeln lassen.

Beni allein ging unberührt von all dem Wesen in Haus und Garten herum, besorgte seine Blumen und führte Benz in das Wesen der Bienenzucht ein, dem ein Nachbar nachher beistehen sollte. So oft als möglich aber holte er Meieli in den Garten. Sie schien ihm eine schöne Blume zu sein, und er betrachtete sie entzückt und strich ihr über die sommerbraunen Wangen. Das Meieli freute ihn. Darum wollte er sie behalten und heiraten. Nach etwas anderm fragte er nicht. Er war eben auch in der Liebe ein Tor.

Der Tag der Abreise war gekommen. Von Meieli

**Fritz Burger**, Basel-Berlin. **Meine Familie** (1904).

hatte Beni im Obstgarten Abschied genommen, zufrieden, daß sie ihm gehörte, ruhig über ihre Zukunft. Glücklich und fröhlich mit dem Gedanken an das Wiedersehen ging er von ihr. Benz war er in den Stall nachgelaufen. Als er ihm die braune Hand drücken wollte, steckte ihm der alte Knecht drei Fünffränkler in die Hand und schüttelte die seine, als hätte ihn eine Wespe gestochen, als Beni Komplimente machen und das Geld ihm wieder zustecken wollte.

„Soviel bist du mir noch wert," sagte er mürrisch, weil er gerührt war.

Als Beni aber vor Züsi stand, um ihr ade zu sagen, wollte es ihm schier übers Herz kommen: sie war ihm eine Mutter gewesen. In Züsis altem Gesicht zuckte es; sie schneuzte sich und hustete, einmal in ihren blau und weißen Nasenlumpen und einmal in ihre Schürze, wie es kam. Zeigen, wie es ihr ums Herz war, wollte sie nicht.

„Und hör' du, zähl' die Hemden, ehe du sie in die Wäsche gibst, und klopf' am Montag morgen deine Sonntagskleider aus! Du hast doch alles? Und Beni, laß dich nicht mit den Hudelbuben ein und denk daran ..."

„Züsi, wir müssen fort!" mahnte Hansjakob.

„So leb' wohl, in Gottes Namen, Bub! Und zum Meitschi will ich acht geben! Ade!" Sie stand auf und sah Beni nach, wie er auf seinen Bernerwagen stieg, der vollgepackt war mit Benis Kleidern, einem Säcklein mit

dürren Zwetschgen und einem mit Birnen, falls er etwa nicht genug zu essen bekäme, mit einem Schinken für seine Meistersleute und mit andern Sachen, die Züsis Fürsorge als durchaus notwendig erachtet hatte.

„Ade!“ schrie Züsi noch einmal, als sie um die Ecke bogen. Es klang aber heiser, und Züsi schlug sich die Schürze über den Kopf, lief hinter die Küchentüre und fing dort an bitterlich zu schluchzen. Aber bald wischte sie sich unwirsch die Tränen ab, begann das Geschirr aufzuwaschen und redete laut und eindringlich vor sich hin. Es klang fast wie ein Gebet für ihren Buben, was sie da murmelte.

II.

So wurde nun Beni, der noch kaum über die Grenzen seiner Heimatgemeinde hinausgekommen war, an den Genfersee verpflanzt. Die große Gärtnerei, in die er eintrat, wurde von einem Deutschschweizer betrieben, sodaß er wenigstens seine eigene Sprache sprechen konnte.

Als ihn der Meister zum ersten Mal mit hinaus nahm, um ihm die Rosenfelder zu zeigen, die auf einem langgezogenen Hügel über dem See lagen, blieb er fast sprachlos vor Entzücken stehen.

Um ihn wogte es von einem Meer von Rosen; heiße Wohlgerüche betäubten ihn schier, und ganze Farbenharmonien leuchteten vor seinen Augen. Unten lag der See, schillernd und glitzernd, und dahinter die Berge, in unirdischer Weiße strahlend. Beni traten vor Freude die Tränen in die Augen.

„Daß ich das sehen darf! Das es so etwas gibt!“ Sein Herz wurde groß und weit, er mußte an daheim denken, an Meieli, seinen verstorbenen Lehrer, und wie verklärt kam ihm alles vor, was er lieb hatte.

Das war der Anfang seiner Laufbahn als Gärtner gewesen. Es kamen Tage und Stunden, die ihm weniger schön vorkamen.

Als der Pfarrer ihm davon gesprochen, daß er Gärtner werden solle, hatte er sich unbewußt ein Leben voller Poesie vorgestellt, ein Dasein unter Blumen. Er hatte geglaubt, sein zukünftiger Beruf bestehe im Hegen und Pflegen der Blumenkinder und im Umgang mit ihnen. Nun mußte er fremde Gärten bearbeiten, mußte die gröbste, trockenste Arbeit, den Gesellen Handlangerdienste tun und dem Meister durch seinen Fleiß Geld verdienen. Beete umgraben, Unkraut jäten, Dünger fahren und ausbreiten, das war seine Arbeit, Gras mähen, Setzlinge stecken und Bäume beschneiden lernen. Von morgens bis abends in der brennenden Sonne stehen oder im Regen, aus dem schwülen, feuchten Gewächshaus hinaus in die Kälte oder umgekehrt.

Beni beklagte sich nicht und tat, was man ihm sagte. Er arbeitete über die Zeit und wehrte sich nie gegen etwas, das man ihm auftrug; aber er wurde eine stille Traurigkeit nicht los. Er sehnte sich beständig nach seinem Garten daheim, der klein gewesen, in dem keine so herrlichen Blumen geduftet hatten, aber der ihm gehörte. Hier war er ein Fremdling, auch wenn er mitten unter den Rosen stand. Sie gingen ihn nichts an; er durfte nur ihr Knecht sein, nicht ihr Freund.

Unter den Hausgenossen stand er vom ersten Tag an allein. Die Meisterin lobte ihn zwar, denn er war mit allem zufrieden, und der Meister ließ sich den stillen Lehrling, der stets tat, was man ihm befahl, niemals widersprach und dem man auch nach Feierabend jede Arbeit übergeben durfte, gerne gefallen. Aber um so weniger wollten die Gesellen und Lehrburschen etwas von ihm wissen. Sie sahen in seiner apathischen Bereitwilligkeit und gleichgültigen Zufriedenheit nichts anderes, als daß sich Beni bei Meister und Meisterin lieb Kind machen wolle, ärgerten sich über ihn und foppten ihn, wo sie konnten.

An den Sonntagen war Beni glücklich. Da ging er hinaus in die Rosenfelder und strich unter den Blumen herum, sie streichelnd und bewundernd, setzte sich nachher am Rande des Hügels auf die Erde und sah über den See hinaus, der ihm mit seinen Bergen als ein Wunder vorkam, das ihm immer und immer wieder herrlich erschien.

Von daheim hörte Beni nicht viel. Das Schreiben war weder Hansjakobs, noch Züsis Sache. Nur Meieli schrieb, kindisches, harmloses Zeug. Hie und da sprach sie von den Bienen und Blumen, und dann freute sich Beni.

Ungefähr ein halbes Jahr war er bei seinem Meister, als ein neuer Arbeiter eingestellt wurde, der mit ihm die Stube teilen sollte. Es war ein hübscher Bursche, der wie ein Italiener aussah, mit schwarzen, schlauen Augen, krausen Haaren und einem schmalen feinen Mund.

Dieser Geselle gefiel Beni sehr, und mit der Freude an dem schönen Menschen ging Hand in Hand ein blindes Vertrauen und die Zuversicht, daß, wo Schönheit sei, auch alles Gute sein müsse.

Schon am ersten Abend überwand Beni seine Schüchternheit und bot Georg von der Wurst an, die Züsi ihm gesandt und die sich der Neue schmecken ließ. Mit ein paar Fragen holte er aus Beni alles heraus, was er zu wissen begehrte.

„Bist du so einer?“ pfiff er durch die Zähne. Ja, Beni war so einer, und Georg machte es sich zunutze.

Er war ein geriebener Bursche und nahm mit seinem liebenswürdigen Benehmen alle für sich ein, mit denen er zusammenkam. War er ihrer sicher, so beutete er sie aus. So leicht wie mit Beni hatte es aber Georg noch mit niemandem gehabt. Die primitive Lebensgeschichte, die einfachen Neigungen und den weltfremden Sinn des Bauernburschen kannte er nach wenigen Tagen.

Was Georg erzählte, glaubte Beni aufs Wort. Was er ihm von fremden Ländern, Reisen, großen Städten, Abenteuern und Mädchengeschichten vorbrachte, mit lebhaftem Mienenspiel und großen Gesten, diente nur dazu, Georg mit einem Nimbus zu umgeben, dessen Glanz noch durch all das verstärkt wurde, was die Hausgenossen Gutes von ihm zu erzählen wußten.

Georg lieh sich größere und kleinere Summen Geldes von Beni, stets unter dem Vorwand, er habe seinen Monatslohn seiner Mutter geschickt. Beni gab, was er hatte, und dachte nicht mehr an das Geliehene. Wenn Georg nicht um Geld fragen mochte, so nahm er, was er in Benis Taschen oder seinem Schrank fand, und der arme Junge merkte nie etwas.

Die Freundschaft, die Beni für Georg fühlte, milderte etwas das Heimweh nach seinen Leuten und nach dem lieben Garten. Georg ließ ihn davon erzählen, soviel er wollte, dachte dabei an anderes und brummte ein ja oder nein dazwischen, und Beni war zufrieden.

Auch des Meisters Vertrauen hatte Georg gewonnen. Er war ein ausgezeichneter Arbeiter, hatte Kenntnisse in der Rosenzucht, die er sich in großen Kulturen Frankreichs angeeignet, kannte die neuesten Resultate der französischen Gärten und wußte allerlei nützliche Winke und Räte zu geben. Der Meister überließ ihm manches, was er sonst keinem andern anvertraute. Er schickte ihn sogar über Land zu notwendigen Einkäufen und übergab ihm große Gärten zur Ueberwachung.

In einer herrlichen Villa am See hatte Georg oft mit seinen Untergebenen zu arbeiten. Es waren dort Gewächshäuser einzurichten und Azaleen, Rhododendren und Rosen zu Hunderten geliefert worden. Er arbeitete oft wochenlang mit Beni und zwei Arbeitern dort und war dem Besitzer des Hauses wohlbekannt, der den tüchtigen Menschen seinem Meister gegenüber bei jeder Gelegenheit rühmte.

Georg hatte eine Geliebte, an die er alles hängte, was er erreichen konnte: seinen Lohn, die Trinkgelder, das Geld, das er sich von Beni lieh oder ihm nahm, und die Sümmchen, die er sich durch den heimlichen Verkauf von Topfblumen verschaffte. Er war so in Madeleine vernarrt, daß er Tag und Nacht keine Ruhe hatte, aus Furcht, sie könnte einen andern ihm vorziehen. Er hatte oft gebettelt, daß sie ihn heiraten möchte; aber sie hatte ihm lachend auf die Schulter geklopft und gesagt: „Wenn du Meister bist! Vorher nicht!"

So war nun Georgs einziger Gedanke der, Meister zu werden, und als er eines Tages einen jungen Menschen kennen lernte, der in Amerika gewesen und sich schon eine nette Summe erspart hatte, stand sein Entschluß fest: er wollte nach Amerika und Madeleine mitnehmen.

„Gut," hatte sie gesagt und ein wenig spöttisch dabei gelacht, „ich gehe mit! Aber suche erst das Geld zur Reise zusammen, soviel, daß wir drüben leben können!"

Von da an zermarterte sich Georg das Hirn, wie er zu Geld kommen könne, und hatte endlich, nachdem er wochenlang darüber nachgedacht, den Weg gefunden, der ihn zu seinem Ziel führen sollte.

An einem Sonntagnachmittag im Juni — es war ein starkes Gewitter über die Gegend gegangen, ein Platzregen fiel so stark, daß die Regentropfen von der Erde hoch in die Höhe sprangen — saß er mit Beni in der Stube am Tisch und hatte ein Blatt Papier vor sich liegen, auf das er allerlei Wörter und Buchstaben zeichnete. Er hatte eine schöne Handschrift, und der Meister hatte ihm das Buch gegeben, in dem die Lieferungen an die Kunden eingeschrieben waren, um ein paar Eintragungen zu machen und einige Rechnungen herauszuschreiben.

„Sieh, Beni," sagte er beiläufig, „wie die Handschrift des Meisters der deinen gleicht!" Beni beugte sich über das Buch.

„Ja, die S haben gerade solche Schwänzchen!" sagte er.

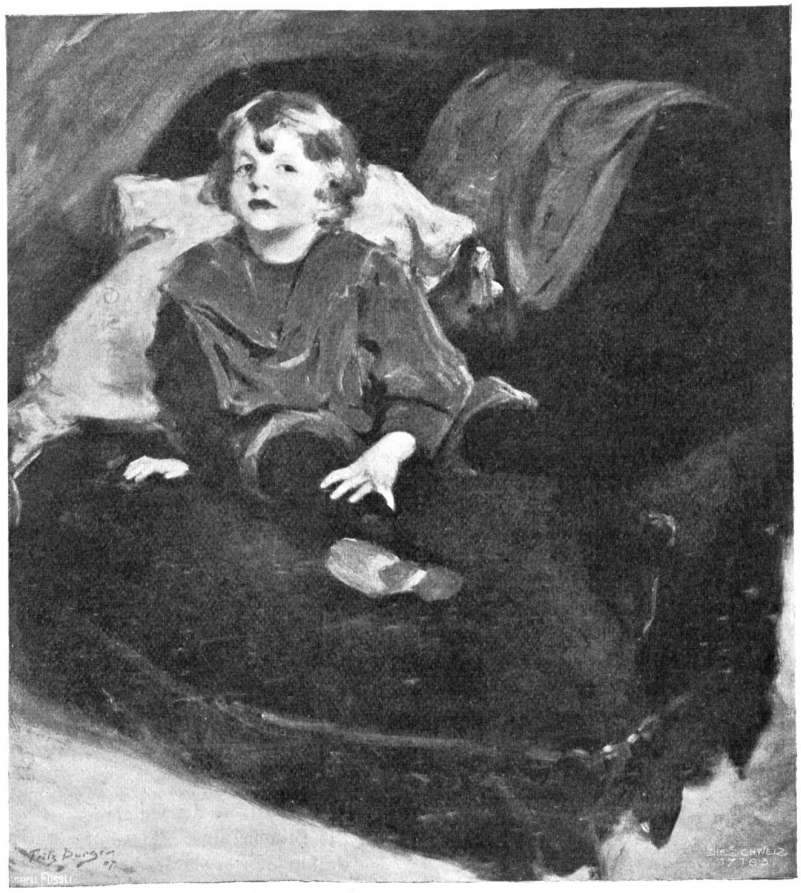
„Die großen N auch. Probiers einmal und schreib' genau so wie der Meister! Man kennt es gewiß nicht voneinander!" schlug Georg vor. Er schob Beni einen Bogen Papier hin, und der malte sorgfältig des Meisters Handschrift nach. Darauf gab ihm Georg ein leeres Blatt. Das machte Beni Spaß, und er schrieb ein paar Bogen voll Versuche.

„Schreib' einmal nur seinen Namen!" Beni tat es, und wirklich war seine Schrift nicht von der andern zu unterscheiden.

„Jetzt schreib' eine Rechnung heraus von A bis Z! Die zeigen wir dann dem Meister. Sieh, zum Beispiel die für die Villa Miramar, auf der wir immer arbeiten. Schreib' erst einmal oben den Namen! So! Und nun da!" Und Georg zeigte mit dem Zeigefinger auf eine Eintragung in seinem Buch, dann auf eine andere und wieder auf eine andere.

„Gut, gut!" rief er dazwischen. „Fein machst du das! Du könntest dem Meister die Rechnungen schreiben!" Beni schrieb und schrieb und mußte schon das dritte Formular nehmen, und immer noch standen Lieferungen für die Villa Miramar im Buch. Endlich sagte Georg:

„Nun ist nichts mehr da. Schreib' jetzt noch des



**Fritz Burger,** Basel-Berlin. Das blaue Sofa (1907).

Meisters Namen darunter! Jetzt: Dankend erhalten. Und jetzt das Datum. Schreib' z. B. 18. Juni 1908. So, das sieht genau aus wie eine Rechnung. Ich will sie mitnehmen; man braucht sie dann nicht noch einmal zu schreiben. Du kannst's! Du hättest Schreiber werden sollen!"

Aber Beni schüttelte es.

„Das könnte ich nicht aushalten, so immer in der Stube zu sein! Ich glaube, ich stürbe. Wollen wir hinaus? Der Regen hat aufgehört."

„Ja," sagte Georg, „ich will nur noch die Papiere da zerreißen." Er nahm die Fetzen, auf die Beni seine Versuche geschrieben, öffnete den Ofen, um sie hineinzuwerfen, tat es aber nicht, sondern verbarg sie später in Benis Schrank unter den Siebensachen, die ziemlich unordentlich herumlagen.

„So, Beni, jetzt wollen wir gehen!" sagte er dann und fing an mit ihm zu plaudern, schwärmte mit ihm für die Aussicht und bezauberte des arglosen Jungen Herz aufs neue.

Georg wußte, daß er und Beni vom 15. Juni an auf der Villa Miramar zu arbeiten hatten. Am Morgen des 18., als sie zusammen im Palmenhaus waren, zog er einen verschlossenen Brief aus der Tasche und gab ihn Beni.

„Geh' hinein in die Villa und bring' dem Herrn den Brief! Sage, der Meister schicke ihn mit einer höflichen Empfehlung!" Beni tat es ohne Widerrede, obgleich es ihm fürchterlich war, mit den vornehmen Leuten reden zu müssen.

Schüchtern fragte er nach dem Herrn und übergab seinen Brief. Bald darauf kam der Besitzer der Villa in den Garten, trat zu Georg und sagte:

„Ihr Meister hat mir eine Rechnung übersenden lassen. Ich habe augenblicklich nicht soviel Geld im Haus, werde aber darnach senden. Sie können das Geld um zwölf Uhr mitnehmen!"

„Gewiß, gerne!" Der Herr ging, und schweigend arbeitete Georg neben Beni. Um elf Uhr ungefähr ging Georg fort, da er noch einen andern Garten zu beaufsichtigen hatte.

Als Herr von Belmont kurz vor zwölf Uhr durch seinen Diener das Geld sandte, fand dieser nur noch Beni und zwei Arbeiter im Garten. Der Diener zögerte einen Augenblick, ihm den Brief mit den Banknoten zu übergeben; da er aber Beni wohl kannte, tat er es dennoch.

„Geben Sie wohl acht zu dem Geld," sagte er. „Es sind zweiundzwanzighundert Franken!" Beni nickte und steckte das Geld ängstlich in seine Brusttasche.

Unterwegs begegnete er Georg.

„Hat dir Herr von Belmont das Geld für den Meister gegeben?"

„Ja."

„Gib es mir! Ich habe eine gute Brieftasche!" Er zog sie heraus und legte das Geld hinein. Beni atmete auf, froh, daß er es nicht mehr zu hüten brauchte.

Wenige Tage darnach brach Georg beim Mittagessen einen Streit vom Zaun, in Gegenwart sämtlicher Arbeiter, wurde grob und unverschämt, sodaß ihm der Meister zuletzt im höchsten Zorn seine Stellung kündigte.

„Gut," schrie Georg wütend, „wenn ich gehen muß, so will ich gleich gehen! Ist das auch eine Art, einen Arbeiter wie mich fortzujagen, wegen eines heftigen Wortes!" Er warf Löffel und Gabel hin, stieß seinen Stuhl zurück und ging hinaus, die Türe hinter sich zuschlagend.

(Schluß folgt).

# Messina.

Die Stadt, die tote Stadt am Meer
Liegt still, vom Gram verhangen.
Die regenschwere Frühlingsnacht
Hält sie im Schlaf gefangen.

Kein Laut, als rinnender Tropfenfall.
Die Wachen nicken am Strande.
Ein mitternächtiger Stundenschlag
Tönt dumpf, weit innen im Lande.

Da hebt ein bläuliches Leuchten an.
Es rischelt und raschelt von Tritten.
Es tönt, wie von Stimmen, geisterleis,
Die zu den Heiligen bitten.

Die Mauern wanken, es kracht das Gebälk,
Und über die stürzenden Trümmer
Sucht irre Liebe den grausen Weg
Und lauscht — verlornem Gewimmer.

Mit zuckenden Gliedern schaffen sich Raum
Gespenstige, schwanke Gestalten.
Sie weichen nicht vor dem fallenden Stein,
Sie trotzen der Erde Gewalten.

Sie tasten sich weiter in fliegender Hast,
Vorbei an geborstenen Wänden;
Sie wühlen im Schutte, sie lauschen hinab,
Sie scharren mit blutenden Händen.

Und aus der Gruft antwortet's dumpf;
Das Blut strömt aus den Wunden,
Bis sich — vermählt im Todesschrei —
Die Suchenden gefunden . . .

Die Nacht erschauert, sie sieht den Tag
Die Morgenwolken säumen.
Die Stadt, die tote Stadt erwacht
Aus ihren schrecklichen Träumen.

Der Himmel blaut. In lauer Luft
Verflattern die Leichenlaken —
Die Stimme einer Harmonika
Ertönt aus den Baracken.

Gottlieb Fischer, Aarau.